

A serene sunset scene over a lake. In the foreground, a wooden dock extends into the water, with two wooden chairs and a green canoe resting on it. The water is calm, reflecting the orange and yellow sky and the surrounding green forest. The sky is filled with soft, golden light from the setting sun, with some clouds catching the light.

A.E. JOHANN



Evas Wildnis

Weltbild

Kanadas Wildnis umgab sie. Doch eines Tages breitete sich auch Wildnis in ihrem Herzen aus. Denn sie erwartete ein Kind. Und es konnte nicht das Kind ihres Mannes sein!

Drei Menschen sind verstrickt in ein Schicksal, das sie auf eine Katastrophe zutreibt. Und sie sind gefangen, gefangen durch die Wildnis, die sie umgibt, die sie aber auch umhüllt. Die unverfälschte, gewaltige Natur Kanadas, mit den Wäldern, Seen, Flüssen und Bergen, sie beeinflusst die Menschen, ihr Empfinden, ihre Handlungen und ihr Verhalten.

Ein Roman, dessen anrührender Stimmung, dessen innerlicher Dramatik und dessen glaubwürdiger Spannung sich kein Leser entziehen kann.

A. E. Johann

Evas Wildnis

Eine kanadische Liebeslegende

Weltbild

Der Autor

A. E. Johann studierte in Berlin Theologie, Soziologie und Geographie. Seine Reiseberichte in der »Vossischen Zeitung« markierten den Beginn seiner Laufbahn als Schriftsteller. Vor und nach dem Krieg führten ihn Reportage- und Informationsreisen in alle Teile der Welt. Seine Welterfahrung dokumentiert sich in zahlreichen Sachbüchern, Romanen und Erzählungen.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Mathias Wittlinger

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto/Thinkstock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-396-0

VORWORT

Seit Jahrzehnten verfolgt mich der Titel eines französischen Romans, den ich als junger Mensch gelesen habe. Das Buch war mir von einem Studienfreund für kurze Zeit geliehen worden. Es trug den Titel: »UN HOMME SE PENCHE SUR SON PASSÉ« (»Ein Mensch beugt sich über seine Vergangenheit«).

So unauslöschlich mir dieser sonderbare Titel im Gedächtnis haften geblieben ist, so wenig will es mir gelingen, den Namen des Verfassers aus dem Gestrüpp der Erinnerungen hervorzulocken; er bleibt mir verschollen. Auch ist der Roman mir nie wieder begegnet.

Ich weiß aber genau, dass es sich um die Geschichte eines Mannes handelte, dem ein anderer irgendwo in den unüberschaubaren Wildnissen im Norden der französisch-kanadischen Provinz Quebec die Frau abspenstig gemacht und entführt hatte, ohne sie schließlich vor den Gefahren und Unbilden der Einöde schützen zu können; er verliert sie.

Dass die Frau mit dem Nebenbuhler das Weite suchte, hätte der geprellte Ehemann noch verwinden können; er hat der geliebten Frau niemals den freien Entschluss verwehrt. Aber dass der glückliche Bewerber den erlisteten Schatz nicht zu hüten wusste und ihn schon nach kurzer Zeit elend zugrunde gehen ließ, das kann der Ehemann nicht verzeihen; der Vernichter seines Glücks soll mit seinem Leben dafür büßen.

Die zweite Hälfte des Romans ist der Schilderung der Flucht und Verfolgung gewidmet, welche den Schuldigen, und auf seinen Spuren den Rächer, durch die weglosen Ödnisse des kanadischen Nordens jagt. Schließlich wird der Fliehende eingeholt und gestellt. Ich weiß nicht mehr zu sagen, ob der Verfolger den Räuber seines Glücks am Ende tötet oder ob er ihn laufen lässt. Lediglich die allerletzten Worte des Buches haben sich mir so fest eingeprägt, dass ich sie heute, nach einem halben Jahrhundert, noch genau wiedergeben kann; sie lauten:

»Ein Mensch beugt sich über seine Vergangenheit – ein Mensch beugt sich vor seiner Vergangenheit.«

Ich erinnere mich nicht mehr, ob mit diesem Menschen der Verfolger oder der Verfolgte gemeint war. Es bleibt sich gleich.

Denn Schuld und Unschuld, Absicht und Verhängnis waren im Schicksal beider Männer so unentwirrbar miteinander vermischt, dass sie beide als irrende Menschen Grund genug hatten, sich vor ihrer Vergangenheit zu beugen, sich ihren Verfehlungen bewusst zu werden.

*

Jener Roman also liegt mir – stets wieder aus dem Vergessenen auftauchend – wie ein dunkles, unheilvolles Märchen aus frühester Kindheit im Sinn. Er ist unter anderem schuld daran, dass ich seit meiner Studentenzeit, wenn ich an ferne, wilde Länder dachte, als Ziel meiner Sehnsucht, sozusagen von Kindesbeinen an, stets Kanada vor Augen hatte.

Als mich dann kurz nach der Mitte der Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts mein erster

journalistischer Auslandsauftrag tatsächlich in den kanadischen Westen verpflanzte und ich ein ganzes Jahr lang Zeit und Gelegenheit fand, nachzuprüfen, wie viel von meinen früheren Träumen durch die Wirklichkeit bestätigt – oder widerlegt – wurde, stellte ich bald zu meinem Erstaunen fest, dass sich ein solches Schicksal, wie jener unvergessene französische Roman es mir erzählt hatte, in den ewigen Wäldern des Nordens viel häufiger abgespielt hat, als wir uns im bürgerlich-gemäßigten Dasein des alten Europa auch nur in der Fantasie vorzustellen fähig sind.

*

Damals, in den Zwanzigerjahren dieses Säkulums, gab es noch das Zwischendeck auf den Dampfern, die über den rauen Nordatlantik hinweg europamüde Menschen nach Nordamerika frachteten. Die Dampfer waren auch noch richtige Dampfer, die ihre gewaltigen Dampfkessel mit Kohle beheizten, also ständig aus hohen Schornsteinen eine bald lichtere, bald schwärzere Rauchfahne hinter sich über die graue See zogen.

Das Zwischendeck schob sich zwischen das Hauptdeck des Schiffes und die darunterliegenden Ladedecks, lag also dicht über der Wasserlinie. Wer Zwischendeck fuhr, durfte die Luken, die Bullaugen, nur bei ruhiger See öffnen, sonst schickte ihm der Ozean mit der nächsten Woge, die gegen das Schiff prallte oder an ihm entlangrollte, einen mächtigen Schwall kalten Salzwassers in die Kabine, verdarb ihm das Gepäck und verwandelte die Matratze in seiner schmalen Bettstatt in einen aufgequollenen, triefenden Schwamm.

Zwischendeck – es gab damals, als ich im Zwischendeck zum ersten Mal den Ozean überquerte, Dutzende von Auswanderungsmärchen, die berichteten, wie dieser oder jener berühmte Mann elend und ärmlich im Zwischendeck gehaust hätte, um »drüben« nach einer Reihe von Jahren und vielen gewagten Geschäften (und sicherlich ebenso vielen böartigen Nervenproben) ein reicher und einflussreicher Mann zu werden. Gewöhnlich kehrte er, wenn er sein Schäfchen zuverlässig im Trockenen hatte, also in den reiferen Jahren seines Lebens, noch einmal in die alte Heimat zurück, in die Lombardei etwa oder nach Dalarne in Schweden, in die Grafschaft Kerry in Irland oder die Lüneburger Heide, um sich als der reiche Onkel aus Amerika den daheim und arm gebliebenen Anverwandten im Glanze seiner goldenen Uhrkette und seiner Perle in der Krawatte zu präsentieren. Er verrichtete unter seinen staunenden Landsleuten, die gar nicht mehr seine Landsleute waren, einiges an – meistens nicht sehr notwendigen – guten Werken und zog sich schließlich – befriedigt in der Erkenntnis, dass er den besseren Teil, Amerika nämlich, erwählt hatte – nach einigen Wochen oder Monaten wiederum per Dampfer, natürlich erster Klasse, in sein mit Türmchen, Erkerchen und Plüschportieren geschmücktes Heim in Cincinnati, Ohio, oder Denver, Colorado, oder Winnipeg, Manitoba, zurück.

Ich hatte von der »Vossischen Zeitung« in Berlin, die später, zu Beginn des »Tausendjährigen Reiches«, mit vielen anderen guten Dingen für immer eingesargt wurde, meinen ersten großen Auslandsauftrag gestellt bekommen; er lautete: »Ermitteln Sie, Johann, wie es den deutschen Auswanderern in der Praxis ergeht, den jungen

Leuten, die jetzt zu Zehntausenden die Schiffe füllen und ins westliche Kanada strömen oder in den amerikanischen Westen, um dort in der Landwirtschaft, im Wald, in den Bergwerken oder sonst wo ihr wahrscheinlich saures Brot zu verdienen. Es kommt uns nicht auf weise ökonomische oder soziologische Betrachtungen an, sondern auf handfeste Beschreibungen, ob und wie ein deutscher Bauernbursche aus dem laut Versailler Vertrag abgetretenen Teil Ostpreußens, Westpreußens oder Posens sich unter kanadischen Bedingungen zu behaupten oder durchzusetzen vermag. Sie sind jung, gesund und kräftig, Johann. Vergessen Sie also Ihre akademische Vergangenheit, ziehen Sie die Wildlederhandschuhe aus, und rin ins Vergnügen!«

So ungefähr hatte mich Georg Bernhard, der damalige Chefredakteur der »Tante Voss«, verabschiedet – sicherlich nach der bewährten Regel: Man muss die jungen Kerle einfach ins Wasser schmeißen; schwimmen sie, dann haben sie's und gleichzeitig wir geschafft, und sie liefern druckbare Berichte; gehen sie unter, macht's nichts, dann sind wir sie los und brauchen uns über sie nicht weiter den Kopf zu zerbrechen.

Nun, ich war fest entschlossen, zu schwimmen und mir »meine Sporen zu verdienen« (obgleich ich bis dahin auch ohne Sporen ganz leidlich ausgekommen war). Ich erklärte sogar in all der goldenen Unvorsichtigkeit meiner damals sechsundzwanzig Jahre, dass man besagte Praxis der Auswandererei nur dann richtig studieren könnte, wenn man sich selbst in einen mittellosen Auswanderer verwandelte und mit nicht mehr Geld in der Tasche im kanadischen Westen einträfe, als dem Durchschnitt der Auswanderer vergönnt war, nämlich mit zwanzig Dollar.

»Mit zwanzig Dollar –« wurde dann anderthalb Jahre später der Titel meines ersten Buches. Es hatte einen rauschenden Erfolg, erreichte im ersten Jahr nach Erscheinen über 100 000 Auflage (für damalige Zeiten, in denen Bestseller noch nicht erfunden waren, eine höchst erstaunliche Zahl!) und bewies damit schlagend, dass die Bernhard`sche Methode ihre großen Vorzüge hatte.

Ich nahm die Sache von Anfang an todernst, war mir klar, dass es galt »Jetzt oder nie!«, und verpflichtete mich, mir kein Gehalt oder Honorar nachschicken zu lassen. Der Krieg musste »sich selber nähren«, um mit Wallenstein oder Napoleon oder sonst einem Helden dieser Art zu sprechen. Wenn schon Berichte über Auswandererei, dann eben auswandern! Mit siebzehn Dollar und zweiunddreißig Cent kam ich in Edmonton, Alberta, an. Damals war zwar der Dollar noch vier Mark zwanzig wert, aber trotzdem würden die siebzehn Dollar zweiunddreißig nicht sehr lange vorgehalten haben, mich vor dem schleichenden Hungertod zu bewahren.

Wie man sieht, bin ich damals dem Hungertod entronnen, habe auch sonst keinen Dauerschaden erlitten, vielmehr auf vielen Umwegen und Abwegen das biblische Alter erreicht und überschritten – und befinde mich immer noch leidlich wohl.

Im Winter des Jahres 1927/28 arbeitete ich in einem Holzfällerlager im Norden der westlichsten kanadischen Provinz, British Columbia, nicht allzu weit entfernt – nach amerikanischen Begriffen – von der Südspitze Alaskas. Damals gab es in jenen entlegenen Gebieten noch keine Straßen, die diesen Namen verdienten. Die einzige im Sommer wie im Winter einigermaßen zuverlässige Verkehrsader bildete die – damals – nördlichste der kanadischen Eisenbahnstrecken, ein einsamer Schienenstrang durch viele

Hundert leere Wildnismeilen, der die Hauptstadt der östlich anschließenden kanadischen Provinz Alberta mit dem nur sehr zögernd aufstrebenden Hafen Prince Rupert am Stillen Ozean verband.

Im Übrigen bildeten, wie seit alter Indianerzeit, im Sommer die Wasser der vielen großen Seen und Flüsse des Landes, im Winter das Eis auf denselben Gewässern die weit verzweigten Wege, welche die einzelnen Teile des riesigen Landes miteinander verbanden; in der warmen Jahreszeit, etwa von Mai bis November, wurden sie mit dem Kanu, in der kalten mit dem Hundeschlitten befahren. Je weiter man damals in dem gewaltigen Gebirgsland British Columbia nach Süden vordrang, desto entwickelter und »zivilisierter« boten sich die Verhältnisse dar. Bei mir im Norden aber unter gut hundert wilden, schwer und auch gefährlich arbeitenden Männern war davon nichts zu merken. Dort regierte noch der »Wilde Westen« ungebrochen.

Die Männer schliefen gemeinsam in einem riesigen, nicht unterteilten Blockhaus aus schweren Fichtenstämmen. An den beiden Längsseiten reihten sich je etwa fünfundzwanzig doppelgeschossige Betten, einfache hölzerne Schragen aus ungehobelten Brettern mit einem Strohsack darin. Die älteren und erfahreneren Waldmänner bekamen die bequemer zu erreichenden unteren Betten angewiesen; die jüngeren Holzarbeiter, die Lerner und Anfänger, mussten Abend für Abend die oberen Betten erklimmen, wobei ihnen nicht einmal eine Leiter zugebilligt war. Ich war natürlich als ein zunächst misstrauisch beschnüffelter, verdächtig ungroß wirkender Neuling mit einem oberen Bett »belehnt« worden, das am Ende der Reihe ganz in der Ecke stand. Dort reichte der Schein der einen großen Petroleumlampe, die in der Mitte des Hauses im hohen Dachstuhl angebracht war, kaum noch hin; außerdem war es dort am kältesten, denn von der Außen-, der Giebelwand, war man nur durch einen schmalen Gang getrennt, der noch enger war als der, welcher mich von dem benachbarten Doppelbett, dem zweiten also in der langen Reihe, absonderte.

Der eiserne Kanonenofen – er fraß Baumstämme von anderthalb bis zwei Meter Länge – war in die Mitte des langen, hohen Raumes gesetzt; er ging gewöhnlich noch vor Mitternacht aus, da auch die von Nacht zu Nacht wechselnde »Feuerwache« sich des Schlafes nicht erwehren konnte. Dann drang die klirrende Kälte von minus vier bis minus dreizehn Grad Fahrenheit (das sind –20 bis –25 Grad Celsius) bald durch die vielen Risse, die sich zwischen den Stämmen der Wände unvermeidlich immer wieder auftaten, in den großen Schlafraum und gestaltete das nächtliche Dasein höchst unerfreulich. Wer am Ende der Bettenreihe neben der Giebelwand lag, der war damit nicht nur am weitesten vom Ofen entfernt, sondern genoss auch den eisigen Zug durch die feinen Ritzen in der Blockwand aus allererster Hand. So erging es mir.

Obgleich mir das Lager im ganzen behagte, sich die wilden, stoppelbärtigen Männer aus zahlreichen Ländern der Welt mit wenigen Ausnahmen als leidlich umgängliche Schicksalsgenossen erwiesen, auch die Arbeit in den tief verschneiten Wäldern sich durchaus nicht allzu schwer anließ und von mir ebenso bewältigt wurde wie von den vier engeren Arbeitsgefährten in meiner »Gang« (schließlich war ich als blutjunger Kerl in und nach dem Ersten Weltkrieg nicht auf Rosen gebettet gewesen und hatte lernen müssen, zuzugreifen), versetzte mich der Umstand, dass ich jede Nacht ein halbes Dutzend Mal

von der Kälte aus dem Schlaf gerissen wurde, nicht nur in hilflose Wut und schließlich Verzweiflung, sondern brachte mich auch auf den Hund – denn unausgeschlafen ließ sich die harte Schufterei bei grimmiger Kälte in tiefem Schnee auf die Dauer nicht aushalten. Das merkte ich bald nur allzu deutlich.

Als ich in der dritten Nacht gegen drei Uhr morgens wiederum wach lag, weil sich die Kälte erneut in Rücken und Kopf fraß, auch alles Ziehen und Zerren an den groben, steifen Wolldecken mich nicht wieder warm werden ließ, fasste ich den Entschluss, meine elende Koje für den Rest der Nacht zu verlassen und mich auf eine der zwei Sitzbänke beim Ofen zu legen; sie standen an den beiden Flanken der mächtigen gusseisernen Röhre, die liegend auf große Steine gebettet die brennenden, glühenden Baumstämme in sich aufnahm und durch einen hoch ins Dach reichenden blechernen Schornstein den Rauch abführte. Die groben Bänke waren zwar schmal, hart und nur zum Sitzen bestimmt, aber mit einer eingerollten Decke im Nacken lag man lang ausgestreckt auf ihnen wenigstens warm.

Ich schälte mich also aus den klammen Decken und versuchte, so vorsichtig wie möglich von dem gut mannshohen Gestell meines sogenannten Bettes den Fußboden zu erreichen. Ausgezogen war ich, wie alle anderen, nicht; eben der Kälte wegen. Ich wollte natürlich den Schläfer unter mir nicht stören oder gar stoßen, musste aber doch mit den Beinen abwärtstasten, um an der Bettkante unter mir wenigstens für einen Fuß Halt zu finden und danach den Boden zu erreichen. Das gelang mir auch; ich kam zwischen der Giebelwand (sie überzog sich bereits auf ihrer Innenseite mit einer Schicht von Eiskristallen) und dem hohen Bettgestell mit den zwei Schlafplätzen zum Stehen. Jetzt musste ich mir noch zwei Decken von meinem verlassenen Lager klauben, um mich für die schmale, harte Sitzbank längs des Ofens auszurüsten.

Während ich noch im tiefen Dunkel auf meinem Schragen nach den Decken angelte, spürte ich plötzlich, wie eine Hand aus dem unteren Bett an meinem Hosensbund zupfte. Mich durchfuhr peinlicher Schreck: Hatte ich also den Mann unter mir trotz aller Vorsicht geweckt! Dergleichen wurde im Allgemeinen sehr krummgenommen, denn ein jeder hatte den Schlaf bitter nötig. Ich hatte bis dahin noch keine Gelegenheit gehabt, den Inhaber des Bettes unter mir kennenzulernen. Man kümmerte sich in dieser lediglich aus Gründen der Arbeit und des Geldverdienens zusammengewürfelten Männergesellschaft nur dann um den Nachbarn, wenn die Arbeit dies erforderte oder man sich in der Enge des Schlafhauses über den Vortritt an den wenigen Waschsüsseln, den Stubendienst oder sonstige simple Notwendigkeiten zu einigen hatte; was sich übrigens erstaunlich reibungs- und aufwandslos vollzog. Außerdem war ich bis dahin abends wesentlich früher zu Bett gegangen – zerschlagen in den ersten Tagen von der harten Arbeit –, aber am Morgen früher aufgestanden als der Kumpel unter mir – stets darauf aus, mich noch vor dem großen Ansturm der anderen einer Waschsüssel und heißen Wassers zu versichern, mich gründlich zu waschen und möglichst jeden dritten Tag zu rasieren. Es war mir also bis dahin entgangen, wer unter mir sich Nacht für Nacht um den Schlaf des Gerechten bemühte.

Eine verhaltene Stimme murrte aus dem Dunkel der unteren Bettstatt:

»Kannst du auch nicht schlafen vor Kälte, Bruder?«

»Nein, ich ziehe um. Ich lege mich auf die Bank am Ofen. Wenn die Feuerwache schläft, schüre ich das Feuer wieder an. Dann hat man's wenigstens warm!«

»Das ist eine gute Idee! Ich komme mit!«

So tappten wir also beide auf dicken Wollsocken zur fernen Mitte des großen Schlafsaals. Die Feuerwache war, wie erwartet, überhaupt nicht vorhanden. Aber in der mächtigen Eisenröhre des Ofens glimmte noch unter einer dünnen Aschendecke rote Glut. Ich pustete die Asche beiseite und legte ein paar trockene Fichtenspäne auf; sie flammten sofort hoch; einige größere Scheite über den knisternden Brand geschoben – und schon stand mein Nacht-, Lager- und Friergefährte mit einem gewaltigen, der Länge nach gespaltenen Kiefernklubben von mehr als einem Meter bereit und schob ihn durch das Ofenloch in die nun schon aufzuckenden, den langen Ofen entlang bis in den Schornstein hineinschlagenden Flammen. Noch einen Holzblock hineingeschoben, einen dritten, größeren, halb quer über die beiden ersten – so, das sollte bis in den Morgen vorhalten. Ein einzelner Stamm ging stets nach einiger Zeit aus; bei zweien dauerte es länger, aber auch sie verlöschten, wenn sie sich auseinandergebrannt hatten; drei dagegen hielten oft so lange vor und spendeten Wärme, bis sie ganz und gar zu Asche zerfallen waren. Unter der Asche sammelte sich dann, da sie gehäuft war, eine lange glosende Glut.

Nach einer Viertelstunde saßen wir auf der Bank an der Ofenflanke und ließen uns von der schnell zunehmenden Hitze aus dem Ofeninnern die Kälte aus den starren Gliedern treiben. Der eiserne Ofen bekam bereits rote Backen, dort, wo im Inneren die Flammen am heftigsten gegen die einengenden Wände stießen. Wir mussten die Bank weiter abrücken, sonst würden wir geröstet werden.

Zwischendurch hatte ich mich unauffällig bemüht, meinen überraschend gewonnenen Nachtkumpan etwas genauer in Augenschein zu nehmen. Der Mann gefiel mir nicht schlecht; er mochte etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre älter sein als ich, hatte ein gutes, mageres, wie gegerbt wirkendes Gesicht mit schweren dunklen Brauen und einem dicken Schopf eisengrauen Haars über einer hohen Stirn.

Wir waren aufgestört, mochten uns nicht gleich langlegen, um vielleicht noch zwei oder drei Stunden Schlaf zu finden. Auf der Bank gegenüber an der anderen Längsseite des eifrig vor sich hin bullernden Kanonenofens hatten sich drei weitere Männer eingefunden, die gleich uns die Wärme suchten. Sie hockten da mit hängenden Köpfen und bemühten sich, im Sitzen zu schlafen. Sie konnten auf der anderen Seite des Ofens sicherlich nicht verstehen, was wir miteinander sprachen. Aber ihre Gegenwart zwang uns zu flüstern, um ihren Schlaf und den der anderen hinter uns in den Betten nicht zu stören.

Wir befragten uns gegenseitig, wie es üblich war, zunächst nach dem Woher und Warum. Und da er die erste Frage stellte – auch er hatte mich in der vergangenen Viertelstunde unauffällig abgeschätzt, was mir nicht verborgen geblieben war –, hatte also zuerst ich Auskunft zu geben.

»Ach, da ist nicht viel zu berichten. Ich bin noch nicht länger als ein Jahr im Lande, komme aus Deutschland. Ich arbeite mich so durch, um erst einmal auszukundschaften, wo man am besten bleibt. Hier verdient man ja ganz schön Geld. Im nächsten Frühling suche ich mir etwas Festes. Dann weiß ich wohl schon einigermaßen Bescheid. Das heißt, ich bin mir schon ziemlich sicher, was ich tun werde.«

Das war die Litanei, die ich auf solche und ähnliche Fragen als Antwort stets bereithatte. Denn zu bekennen, dass ich Journalist und Reporter war, hätte mir meinen Auftrag damals sicherlich erschwert, vielfach sogar unmöglich gemacht. Er meinte: »Ich dachte mir schon, dass du kein waschechter Lumberjack bist. Ich bin es übrigens auch nicht. Dafür, dass du erst ein Jahr im Lande bist, sprichst du aber schon ein brauchbares Englisch, englisches Englisch sogar.«

»Ja, ich hab's auf der Schule gelernt und dann auf der Universität. Ich komme gut damit zurecht.«

»Auf der Universität –?« Ein Beiklang ehrfürchtigen Erstaunens hatte sich in seine Stimme gemischt: »Ich bin nicht einmal auf eine richtige Schule gegangen. Gerade dass ich lesen und schreiben und ein bisschen das Einmaleins gelernt habe. Meine Eltern wohnten viel zu weit weg im Busch vor der Jahrhundertwende. Aber du: Universität und so was! Und dann schufstest du dich hier ab wie die Ukrainer und die Skandinavier, die kein Wort Englisch verstehen und es auch nicht lernen, weil sie nur unter sich bleiben. Ist schon so, in diesen Holzer-Lagern finden sich die ausgefallensten Leute zusammen. Universität, sieh einer an, da musst du mir mehr von erzählen. Morgen Abend machen wir erst einmal die verdammte Wand neben unserm Bett dicht, dass man sich nicht die Nase abfriert beim Schlafen. Ist schon oft genug vorgekommen. Mein Name ist übrigens Jim. Und wie wirst du genannt?«

»Fred – von Alfred! Eigentlich sollten wir uns jetzt ausstrecken und dösen, bis der Koch sein ›Aufstehen!‹ scheppert. Aber vorher möchte ich noch erfahren, Jim, wieso denn du kein waschechter Waldarbeiter bist. Mich haben sie ja nur als Säger und Asthauer angenommen; das habe ich auch nicht anders erwartet. Aber du bist doch Gang-Boss. Das habe ich schon heraus, hast fünf starke Leute in deiner Gang. Also musst du dich auf die Waldarbeit gut verstehen. Wie ist das also?«

»Klar verstehe ich mich auf die Holzarbeit! Dies ist schon der zehnte Winter, in dem ich für die ›Northwestern Lumber‹ arbeite. Übrigens will mein Aufräumer in den Sack hauen, schon Ende der Woche. Wenn du willst, kannst du seinen Posten haben. Er will erst mal das Geld verjubeln, das er bis jetzt verdient hat. Ich halte ihn nicht, aber ich brauche Ersatz.«

»Darüber können wir heute Abend sprechen, Jim, wenn ich mich mit meinen jetzigen Kumpels verständigt habe. Ich muss dazu erst wissen, wo du herkommst. Man kann sich hier nicht unbesehen mit jedem zusammentun. So viel habe ich schon gelernt –«

»Mir wird es zu heiß. Lass uns die Bank noch ein Stück weiter vom Ofen abrücken. Merkst du, wie die Wärme jetzt den Männern guttut? Endlich schlafen sie wieder alle!«

Ja, das stimmte. Von den drei schlaftrunkenen Gestalten uns gegenüber waren zwei mit leisem Gestöhn wieder zu ihren Betten im Hintergrund zurückgetappt. Der dritte hatte sich zur Seite auf die Bank sinken lassen und schlief mit dem Kopf auf dem Arm und angewinkelten Beinen, regungslos auf der schmalen Bank das Gleichgewicht wahrend. Man glaubt gar nicht, wie und wo überall man schlafen kann, wenn die Arbeit des vergangenen Tages in den Knochen und Muskeln lastet wie Blei!

Niemand schnarchte in der weiten Schlafhalle; ich konnte nicht aufhören, mich darüber zu wundern in jenem Winter 27/28, den ich unter den Männern in der Wälderwildnis

unweit des Südzipfels Alaskas verbrachte. Nichts weiter war nachts zu vernehmen als das zu einem dumpfen Wehen sich vereinende tiefe Aus- und Einatmen des guten Hunderts ruhender Waldarbeiter. Kaum dass sich einer regte; nur redeten sie zuweilen im Schlaf in unverständlichen Sprachen, schwedisch oder finnisch, russisch oder serbisch und natürlich auch englisch oder deutsch.

Es ist zumeist ehrlich gemeint, was man so fragt und antwortet unter hundert heimatfernen Männern, die sich mühselig und gefährlich ein handfestes Stück Geld verdienen. Draußen knallen in der erstarrten Nacht die gefrorenen Weißfichten und Bergzedern auseinander, in die im Herbst Wasser durch einen vom Blitz gerissenen Spalt ins Innere gedrungen ist. Und vom verschneiten Ufer des einige Dutzend Schritte entfernten Eagle Lake dröhnt es wie Urzeitgrollen, donnert wie schweres Geschütz das Eis des Sees, wenn die sich gegen Morgen nochmals vertiefende Kälte endlose Spalten durch die zwei, drei Fuß starke Schicht gefrorenen Wassers reißt.

Jim hatte seine schweren Hände zwischen den Knien verschränkt, stützte sich auf die Ellenbogen und starrte zu dem talergroßen Loch in der Ofentür hinüber, durch das man das wabernde, rot, gelb und weiß flammende Feuer im Innern des glühenden Ofens beobachten konnte. Er nahm den Faden wieder auf:

»Die Sache ist einfach, Fred. Ich bin nicht der Einzige, der in der Wildnis, meistens aber weiter im Süden, zu farmen versucht. Verdammt harte Arbeit, kann ich dir sagen! Und es dauert ziemlich lange, ehe man endlich Bargeld zu sehen bekommt für das, was man mit Frau und Kindern aus den im Schweiß des Angesichts gerodeten Feldern herausholt. Ohne Bargeld kommt man jedoch nicht weiter. Also arbeite ich jeden Winter, solange Schnee und Frost den Boden sperren, im Wald. Das lohnt sich und zahlt sich aus. Wenn einem bloß nicht immerfort die verdammte Sorge im Nacken säße, ob die Frau allein und die beiden halbwüchsigen Söhne mit der Farm und dem Vieh auch wirklich fertigwerden! Es kann so viel passieren im Winter, in der Einsamkeit. Der nächste Nachbar zur einen Seite wohnt drei Meilen entfernt durch dichten Busch – und zur anderen lebt auch bloß eine Frau mit drei Kindern, von denen nur die Älteste schon so viel Verstand hat, dass man ihr etwas Verantwortung zumuten darf. Aber ich kann nicht damit rechnen, dass meine Frau – eine gute und tüchtige Frau, ohne eine solche kann kein Siedler auf die Dauer überleben – auf den Gedanken kommt, sich um Hilfe an die Nachbarn zu wenden. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Die Nachbarn bitten sie um Hilfe. Und man hilft ja auch gerne, wenn man kann. Man weiß nie, wann man die andern mal braucht. Wir waren die Ersten da am unteren Babine-See und hatten einen guten Anfang. Wir schaffen auch jedes Jahr ein Stückchen mehr. Ganz schiefgehen kann's mit unserer Farm wohl nicht mehr, und eine Schule für die Kinder gibt's jetzt auch endlich – in Babine Portage. Es war schon richtig, dass meine Frau darauf gedrungen hat, wir sollten zugreifen, als uns der Zufall damals die gute Gelegenheit bot – obgleich es wie ein Lotteriespiel war. Schließlich lag der neue Platz an die siebenhundert Meilen weiter im Norden als der alte.«

Ich überlegte schnell.

»Siebenhundert weiter im Norden? Dann muss ja der Ort, von dem aus ihr in die Gegend vom Babine- und Stuart-See gekommen seid, schon auf der anderen Seite der Grenze in den Vereinigten Staaten liegen?«

»Du kannst gut rechnen, Fred, und scheinst in der Geografie Bescheid zu wissen. Meine Frau, die weiß auch eine Menge solche Sachen; hat gut aufgepasst in der Schule. Ja, wir saßen im nordwestlichen Montana bei Libby am Kootenai im tiefsten Busch und konnten nicht leben und nicht sterben. Wir waren da einfach zu weit weg von irgendeiner menschlichen Siedlung. Eines Tages im Herbst 1912 tauchte ein reicher Mann aus dem Osten, aus Boston, bei uns auf und sagte, er hätte gehört, dass es in unserem Gebiet viele Bären gäbe. Wenn ich ihm dazu verhülfe, dass er einen Schwarzbären oder gar einen Graubären erlegte, dann wollte er mich gut bezahlen. Bären gab's bei uns mehr als nötig. Er hat seinen Grizzly bekommen. Er schoss gut, war ein großartiger Jäger. Was die Leute so alles veranstalten, wenn sie zu viel Geld und nichts weiter zu tun haben! Er hatte vorher lange in der Gegend um das alte Fort St. James am Stuart-See und am Babine-See gejagt. Aber bei all seiner Verrücktheit war er ein guter Mann, was man sonst von reichen Leuten nicht immer behaupten kann. Er gab mir nicht nur ein reichliches Aufgeld, weil er mit einem Graubären überhaupt nicht mehr gerechnet hatte, sondern mit seinem wachen Verstand hatte er auch erkannt, dass wir uns zwar furchtbar plagten, aber doch auf keinen grünen Zweig kamen. Er sagte zu mir: »Du musst hier weg, Jim! Hier am Kootenai kommt ihr zu nichts! Ich weiß eine Sache im Norden, die passt für dich und deine Frau wie die Faust aufs Auge. Ein alter Freund von mir, der mich ein Dutzend Mal auf der Jagd begleitet hat, musste den Platz aufgeben und hat einen Notar in Prince George beauftragt, die hundertsechzig [Acres](#)* bestes Land, das kräftige Blockhaus und den [Claim](#)** an seinem Bach so gut wie möglich zu verkaufen. Besagter Freund hat Ärger mit seiner Frau gehabt, hat alles stehen und liegen lassen und verfolgt den anderen, der in seine Ehe eingebrochen ist. Er will auch an den Platz nicht zurückkehren, an dem sein Leben schiefgelaufen ist. Der Notar will sich das Ganze selbst einverleiben, früher oder später. Aber ich möchte ihm das versalzen. Wenn du den Platz nur einmal ansehen würdest – ich bin sicher, du würdest sofort zugreifen. Wie viel Geld könntest du lockermachen?«

Jim holte tief Luft und flüsterte weiter:

»Weißt du, Fred, der Mann aus dem Osten, der Jäger, er hieß übrigens Andrew McGrath, war gewohnt zu befehlen, und das ohne Widerspruch. Aber ich war nicht sein Angestellter. Und außerdem, ich hab es gar nicht gern, kommandiert zu werden, kommandiere lieber selber. Also gab ich nur zur Antwort: »Ein paar Hundert Dollar, mehr hab ich nicht auf der hohen Kante – und die muss ich vermehren, damit ich mal was Besseres kaufen kann, wo meine Frau sich nicht halb tot zu rackern braucht!« Aber damit kam ich bei Mr McGrath nicht an. Er wischte alle meine Einwände und Bedenken beiseite; ihm käme es nur darauf an, sich den Stützpunkt für die Jagd am Babine und am Stuart zu erhalten; wenn ich mich bereit fände, ihm einmal im Jahr, im Spätherbst, eine Jagdpartie auf Großwild auszurüsten und zu führen – für ihn allein, eventuell brächte er auch mal jemanden mit –, dann würde er mir den Kaufpreis für den Platz am Babine vorschießen, und ich könnte ihn später mit den Honoraren für die Jagdpartien sozusagen abverdienen. Mr McGrath fackelte nicht lange. Alles, was er anfang, hatte Hand und Fuß; die Jagd auf Großwild und Raubwild war seine einzige Leidenschaft.

Na ja, das hat dann alles geklappt, und wir sitzen nun am Babine-See. Bereut haben

wir's nicht, nicht eine Minute lang. Ein Kinderspiel ist das Bewirtschaften der Felder da nicht. Für Weizen ist man schon zu weit im Norden, obgleich, wenn es mit dem Wetter gut geht und der Hafer zur Reife kommt, dann gibt die Saat reichlich aus. Doch oft genug verdirbt Herbstregen oder früher Schnee alles. Aber die Viehweide ist vorzüglich, und Heu für den Winter gibt es immer genug. Und hier kann ich mir ein gutes Stück Geld zuverdienen, wenn ich auch nicht gern von zu Hause weg bin.

So, nun weißt du so ungefähr Bescheid, Fred, mit wem du's zu tun hast. Es wär mir schon recht, wenn wir gute Nachbarschaft halten hier im Camp, und, wie gesagt, ich brauche einen neuen Aufräumer für meine Gang. Überleg dir's, aber bald! Schotten, Iren und Deutsche kommen immer gut miteinander aus!« – –

Anstatt in der wohligen Wärme am Ofen noch zwei Stunden zu schlafen, hatten wir endlos geredet, geflüstert; das heißt, er hatte geredet, und ich hatte zugehört, wie es meinem Beruf entsprach. Ich sah auf die Uhr. In einer halben Stunde würde der Lagerkoch zum Aufstehen scheppern. Ich glaubte, ihn und seine zwei Gehilfen drüben in dem Küchen- und Speisehaus – das von dem großen Schlafhaus nur durch einen Gang getrennt war, der gerade breit genug war, einen zweispännigen Schlitten passieren zu lassen – schon rumoren zu hören.

Das hatte ich mehr als einmal erlebt: Die Männer redeten nur das Nötigste miteinander, weil man nie wissen, höchstens ahnen konnte, wen man vor sich hatte. Aber insgeheim hungerte jeder danach, sich einmal auszusprechen, nicht sein Schicksal ewig allein mit sich selbst abmachen zu müssen. Bot sich ein Anlass, das Schweigen zu brechen, so war der Strom der Bekenntnisse nicht aufzuhalten – und wenn man ruhig zuzuhören verstand, blätterten sich die menschlichen Schicksale auf, manchmal wie stolze Heldengeschichten, manchmal auch nur wie billige Kolportageromane. So erging es mir in jener Nacht mit Jim, dessen Nachnamen ich noch nicht wusste. Das ist nun über fünfzig Jahre her, aber es hat sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Ich konnte mich damals nicht enthalten, mit einer weiteren Frage nachzufassen:

»Vielen Dank, Jim. Ich erzähl dir heute Abend mehr von mir. Wird dich interessieren, sei sicher! Aber noch eine Frage hätte ich: Du sagtest, dass auf deinem Land bei Babine Portage zuvor ein Mann gelebt hätte, dem die Frau mit einem anderen weggelaufen wäre und der sich dann an die Fersen der Geflohenen geheftet hätte – und er hätte weder die Farm noch den Claim weiter behalten wollen. Was war das für ein Claim, und was ist aus der ganzen traurigen Sache geworden?«

»Ach, der Claim, ja, der ist auch in meinen Besitz übergegangen. Das ist keine große Sache. In dem Bach, der durch mein Grundstück fließt, gibt es natürlich ein bisschen Gold. In jedem zweiten Bach oder Fluss vom unteren Fraser bis hinauf zum Yukon und Klondike und weiter nach Alaska hinein bis ans Ufer des Bering-Meeres lassen sich ein paar Goldkörner finden, wenn man's richtig anfängt und die nötige Geduld und Ausdauer aufbringt. Wenn ich Zeit habe im Sommer, mache ich das bei mir auch. Die fünf oder sechs Dollar, die man in ebenso vielen Stunden herauswäscht, aus dem Bach selber oder aus den Uferbänken, geben einen guten Zuschuss, sind aber, Gott sei Dank, zu bescheiden, als dass sie mir jemand neidet. Mein Vorgänger hatte sich ursprünglich nur wegen des Claims den Platz gekauft, ist dann aber bald dahintergekommen, dass es sich

auf Dauer besser auszahlt, Heu und sonstiges Viehfutter anzubauen, Vieh fett zu machen und an die Bahn zu verkaufen, als jeden Tag in Wasser und Schlamm zu wühlen, um ein paar Körnchen Gold herauszuwaschen. Er hat also gerodet und die Felder urbar gemacht, ist dann aber, als die Sache mit seiner Frau geschah, dem sauberen Pärchen hinterher. Soll sich nur noch einmal in Prince George gemeldet haben, um seinen verlassenen Besitz, meine jetzige Farm, zum Verkauf zu bringen. Von dem Notar, zu dem mich Mr McGrath geschickt hatte, hörte ich später, dass alle drei, die beiden Männer und die Frau, irgendwo am oberen Finlay umgekommen sein sollen. Aber Genaueres weiß ich darüber auch nicht. Zumindest ist keiner von den dreien je wieder aufgetaucht. Ich habe mich allerdings auch nicht weiter darum gekümmert. Für mich war es nur wichtig, dass mein Besitztitel an dem Land und der Farm rechtskräftig eingetragen war. Und das hat sich mit einiger Nachhilfe durch Mr McGrath zweifelsfrei festlegen lassen. He, Fred, schläfst du?«

Er stieß mich mit dem Ellenbogen an. Aber ich schlief nicht. Ich war nur wie durch Zauber plötzlich verhext, entführt, betäubt. Auf der dunklen Hüttenwand mir gegenüber schien leise glimmend eine Leuchtschrift abzulaufen, von links nach rechts, ganz langsam: »Un homme se penche sur son passé!« Da war er wieder, der alte Satz, den ich nicht vergessen konnte. Was Jim mir eben in Bruchstücken erzählt hatte, war das nicht der Inhalt jenes eigentümlich herzbewegenden Romans gewesen? Oder handelte es sich nur um eine zufällige Übereinstimmung, die sich bei näherem Betrachten als nicht real erweisen würde?

Ich wusste es nicht, und wir kamen auch nicht dazu, weiter darüber zu reden, denn schon schepperte der Koch vor der Tür misstönig das »Große Wecken«.

*

Fast genau die gleiche Geschichte habe ich dann einige Jahre später von einem Sergeanten der »Königlich-Kanadischen Berittenen Polizei« vernommen, mit dem ich im tiefsten Winter auf einer gottverlassenen Station der Canadian National etwa auf halbem Wege zwischen Yellowhead und Prince George – ich glaube, sie hieß Legrand – zwei Nächte und einen Tag festsaß, weil der eigentlich fällige, einmal in der Woche verkehrende Personenzug irgendwo entgleist oder im Schnee stecken geblieben war. Der Mann im roten Rock (den er allerdings meist unter einem ebenfalls sehr schmucken Dienstpelz versteckte) war voll von Geschichten, lebte und webte er doch schon seit über einem Jahrzehnt in jener damals sehr entlegenen und menschenarmen Gegend – sie ist auch heute noch nicht viel belebter. Der Eisenbahner, dem die Station unterstand, erwies sich als ein mürrischer, ewig schlecht ausgeschlafener Junggeselle. Ich beneidete ihn nicht; er verfügte nur über zwei offenbar halb indianische Helfer, die noch ungewaschener wirkten als er. Von »Herr Stationsvorsteher« und stolzer roter Mütze war in dem verrußten kümmerlichen Stationsgebäude aus massiven Fichtenstämmen keine Rede, und eigentlich war der Unglückselige vierundzwanzig Stunden im Dienst. Er schlief neben dem Telegrafengerät und wachte auf, wenn das Morsezeichen seiner Station »tak-tak-tak / taktak / tak« durchgegeben wurde.

Der Sergeant und ich hatten nur einmal einen kurzen Blick in das Privatquartier und die

winzige Küche des schlecht gelaunten Mannes geworfen und es dann vorgezogen, uns unsere Pancakes und Eier lieber auf dem kleinen Eisenofen in dem Miniwarteraum zu braten, der uns für die Wartezeit als Quartier diente. Bei dem »Herrn Stationsvorsteher« privat hatte es ausgesehen »wie in einem umgekippten Zigeunerwagen« – mit welchem Vergleich ich sicherlich den Zigeunern unrecht tue. Es gab nichts zu lesen; von Radio oder Fernsehen war noch längst nicht die Rede; draußen herrschten zwanzig Grad Kälte, was das Prasseln des kleinen Ofens mit dem durchs Dach reichenden Blechschornstein in der Mitte des Raumes noch viel vertraulicher und gemütlicher machte. Also blieb uns als einziger Zeitvertreib, was vor unserer Gegenwart der die Stille vertreibenden Apparate der einzige, nie versagende und keine Gebühren kostende Zeitvertreib der Menschen seit Jahrtausenden gewesen ist: Wir erzählten uns Geschichten. So viele wie heute hatte ich damals noch nicht zu erzählen; aber es reichte. Vor allem lag mir mehr daran, die seinen zu erfahren. Und er war nicht geizig. Wie schon angedeutet, berichtete er von einem Fall, der jener hätte sein können, der seinerzeit Jim aus dem Holzfällerlager zu seiner guten Farm verholfen hatte.

Er war sogar in seiner dienstlichen Eigenschaft mit einem zweiten, ähnlichen Fall befasst gewesen, ohne jemanden zur Rechenschaft gezogen zu haben. Er hatte die drei Hauptpersonen erst eingeholt, als der Ehemann bereits vom Leben zum Tode befördert worden war. Dem Liebhaber, der keine Schramme abbekommen hatte, musste man glauben, dass er den Totschlag in Notwehr begangen habe. Das Zeugnis der Frau hatte diese Aussage bestätigt. Der Mörder wurde daraufhin nicht bestraft und konnte mit der untreuen Frau des Ermordeten als freier Mann die Stadt verlassen. Nordamerika ist groß, und es bedeutete keine Schwierigkeit, unerkannt unterzutauchen.

*

»Ein Mann beugt sich über seine Vergangenheit.« Ich muss die abenteuerlich-tragische Geschichte endlich loswerden, nachdem sie mich seit mehr als einem halben Jahrhundert beunruhigt. Es bleibt sich gleich, wie ich sie erzähle, ob vor dem Hintergrund der damaligen oder der heutigen Zeit. Die Menschen ändern sich nicht, so sehr sich auch ihre Kleider, ihre Redensarten und ihre jeweiligen Ängste ändern mögen. Sie langweilen, sie arbeiten, sie lieben und hassen und grämen sich zu Tode, damals wie heute und morgen. Dass sie sich zu Tode freuen, davon habe ich noch nichts gehört.

Die Stücke auf der Bühne des Daseins, die Tragödien, Komödien und Tragikomödien, sie wechseln von Zeit zu Zeit, manchmal schneller, manchmal zögernder. Die Schauspieler bleiben die gleichen, sind immer nur Menschen.

Ich halte es für empfehlenswert, die traurige Geschichte als ein Märchen zu erzählen im Stil des »Es war einmal –«. Meine Geschichte ist frei erfunden, aber die Einzelheiten sind alle irgendwann und irgendwo der Wirklichkeit entlehnt. Es laufen ja genug Romeos und Julias unter der Sonne umher. Außerdem bin ich mittlerweile selbst alt genug geworden, um sagen zu können:

»Un homme se penche sur son passé.«

Ein Mann beugt sich über seine Vergangenheit.

-
- * 1 Acre = 4047 qm; 160 Acres waren das übliche Ausmaß einer Landzuweisung an Neusiedler.
 - ** Claim = Anspruch auf Schürfrechte

1. KAPITEL

Thomas O'Shea war in der schönsten Zeit des Jahres, im rotgoldenen Herbst, nach Prince George gefahren, um nach einem langen Sommer harter Arbeit endlich einmal für ein paar Tage, wie er es ausdrückte, »die Puppen tanzen zu lassen«. Prince George bildete schwerlich einen besonders geeigneten Ort für ein solches Unterfangen. Das alte Fort George aus der großen Zeit des Pelzhandels, errichtet an der Stelle, wo der Nechako, der den Kanuweg nach Westen weist, in den gewaltigen Fraser mündet, hatte längst den Geist aufgegeben und war auf dem besten Wege, zur Ruine zu werden. Abseits davon war beim Bau der Eisenbahn zur pazifischen Küste aus einem Schienenlegerlager das Städtchen Prince George entstanden, musste doch hier die Bahnstrecke auf einer großen Brücke über den Fraser-Strom in seinem tief eingeschnittenen Bett hinweggeführt werden, denn die Bahn wendet hier ins Tal des Nechako und strebt der untergehenden Sonne nach, während der Fraser scharf nach Süden abschwenkt.

Die Hoffnungen jedoch, die man auf den Bahnbau gesetzt hatte, wollten sich nicht erfüllen. Prince George blieb für etliche weitere Jahre nicht viel mehr als ein Eisenbahnversorgungslager. Obgleich die Stadt – in Wahrheit ein Dorf aus Bretter- und Blockhäusern, zwischen denen man bei Regen im Schlamm versank und bei Trockenheit im Staub erstickte –, im Herzen der großen, leeren Provinz British Columbia gelegen war und sich als Hauptstadt anbot, blieben die Leute lieber, zwar gedrängter, aber weiter im Süden und an der Küste sitzen. (Erst nach dem Zweiten Weltkrieg nahm Prince George und die weite Landschaft an der Bahn endlich dank einer Allwetterstraße zur pazifischen Küste den glorreichen Aufschwung, den man sich schon fünfzig Jahre zuvor versprochen hatte.)

Als Thomas O'Shea in Prince George eintraf, um endlich wieder einmal nach Herzenslust zu schwatzen, aufzutrompfen, gut zu essen und noch besser zu trinken, ein paar wichtige Sachen auf dem Landamt zu erledigen und seinen Proviant für den Winter einzukaufen und zu seiner Bahnstation Burns Lake spedieren zu lassen, bot die »Stadt« Prince George den üblichen tristen, um nicht zu sagen, verkommenen Anblick. Aber die Sonne schien, wie sie nur im farbenbunten Herbst zu scheinen vermag; die Tage waren warm, aber nicht mehr heiß, die Nächte kühl. Und die Luft strich würzig und brunnenfrisch durch die wenigen breiten Straßen, an deren Rändern noch üppig und grün das Gras wuchs. Unermessliche Wälder ringsum bildeten neben der Eisenbahn die einzige Einnahmequelle der Stadtleute.

Dreißig oder vierzig Häuser, mögen sie auch noch so dürftig aussehen, bilden eine glanzvolle Großstadt, wenn man sie mit den Augen eines Mannes betrachtet, der eben aus dem tiefsten Urwald auftaucht, in dem er keine andere Gesellschaft genossen hat als die der eingeborenen indianischen Helfer, stumpfer, klobiger Männer, die nichts zu sagen haben, was über den nackenkrümmenden Alltag hinausgeht, die außer Essen und Trinken keine Freude zu kennen scheinen – und die auch ohne Voranzeige eines Morgens einfach nicht mehr da sind, weil ihnen regelmäßige, schwere Arbeit nicht behagt – und die eines schönen späteren Tages ebenso unangemeldet wieder auftauchen und erwarten, wieder weiterarbeiten zu können wie zuvor. Und dies alles mit einem sonderbar mürrischen

Gleichmut, der für einen Siedler entnervender sein kann als ein gesunder Krach und Streit – und Thomas O’Shea war ein Siedler, ein Ire, wie er im Buche steht, mit schwarzen gekräuselten Haaren, nur wenig über mittelgroß, mit breiten, wuchtigen Schultern, die eine weit den Durchschnitt übertreffende Körperkraft vermuten ließen; darauf nicht geachtet zu haben, hatte schon manch ein Nordlandrecke zu seinem Nachteil teuer bezahlt, nachdem er sich auf eine tätliche Auseinandersetzung mit Thomas eingelassen hatte, darauf vertrauend, dass er ja um einen Kopf größer gewachsen wäre als der keinem Kampf ausweichende Ire.

Thomas O’Shea war noch in Irland geboren, im Westen der Insel, in der armen Landschaft Connemara, aber schon als kleines Kind mit den Eltern und älteren Geschwistern in die Einöden der damals tatsächlich noch »Wilden Cariboo« im mittleren British Columbia versetzt worden, wo die Eltern sich früh zu Tode geschuftet hatten, ohne dass sich ihre Träume vom »Goldenen Westen« auch nur im Entferntesten erfüllt hatten. Die Geschwister hatten sich in alle Winde zerstreut; der junge Thomas O’Shea war von seinem vierzehnten Lebensjahr an auf seine eigenen Beine angewiesen gewesen, wenn er stehen und bestehen und nicht umkippen wollte – und kippen wollte er nicht, koste es, was es wolle; und er kippte auch nicht.

Ganz im Gegenteil. Zwar hatte er bitteres Lehrgeld zu bezahlen, wurde umhergestoßen und ausgenutzt bis zum letzten Quäntchen seiner Kraft, hatte nie Zeit, auf »falsche Gedanken« zu kommen, und erreichte schon früh die volle Meisterschaft, sich nicht nur zu behaupten, sondern auch durchzusetzen, was sich bei sanfter Lehre nie erlernen lässt.

Aber Mut, Härte und Fleiß bieten in den Einöden eines nicht oder noch nicht erschlossenen Landes wie der Mitte und des Nordens der pazifischen Provinz Kanadas noch keineswegs die Gewähr für den Erfolg. Etwas, das sich weder erbitten noch erzwingen lässt, muss als das entscheidende Gewürz im Gebräu eines menschlichen Schicksals noch hinzukommen: eine Prise Glück!

Dem Thomas O’Shea war diese Prise nicht vorenthalten worden. Sie wurde ihm sogar zum richtigen Zeitpunkt ins Leben gestreut: als er nämlich schon alt und erfahren genug war, seine Chance zu erkennen, und nicht mehr so kindisch, gleich einen goldenen Platzregen zu erwarten.

Die Welle der Goldsucher und Goldfinder war, als Thomas O’Shea sich auf eigene Faust in den Wäldern umherzutreiben begann, längst über das mittlere und nördliche British Columbia hinweggerollt, war nordwärts fortgeflutet, hatte sich am Yukon noch einmal mächtig gebäumt und verlief nun nordwestwärts quer über Alaska hinweg zum Eismeer und zum Bering-Meer. Thomas war sich darüber klar, dass ihm »The Big Strike«, der wirklich bedeutende Fund, nicht mehr gelingen konnte. Soweit solches zu machen gewesen war, hatte es sich bereits ereignet. Goldsände indessen, die anspruchsvolleren Glücksrittern zu bescheiden gewesen waren, um ausgebeutet zu werden, die ließen sich immer noch finden oder wiederfinden. Aber im tiefsten Grunde seines Herzens merkte Thomas, als er die Mitte der Zwanzig hinter sich gebracht hatte und vom Jungmann zum Mann geworden war, dass er eigentlich nicht so sehr auf Gold und schnellen Reichtum aus war, sondern auf etwas viel Dauerhafteres, auf Land nämlich! Seine Eltern und die endlose Kette der nicht mehr bekannten Vorfahren – sie hatten alle darunter gelitten,

dass die kümmerlichen, ewig ertrinkenden oder allzu felsigen Äcker in den Gebirgen und Mooren Connemaras in der Grafschaft Galway im Westen Irlands nicht genügen wollten, die vielen O'Sheas ausreichend zu ernähren. Land, gutes fruchtbares Land mit nicht zu viel Regen und nicht zu wenig und mit einigen sicheren Monaten ohne Frost – das war es, was der Mensch brauchte; darauf allein ließ sich ein sicheres Dasein gründen.

Thomas fand »seinen« Bach am endlos lang gestreckten Babine Lake zwischen Silver Island Landing und Babine Portage. Er erkannte, dass sich aus dem Sand des Bachbettes und der Böschungen jeden Tag für ein paar Dollar Goldkörner herauswaschen ließen – keine sehr stolze Ausbeute, aber man konnte zur Not davon leben. Vor allem verlockte solche Kargheit den trampelnden Schwarm der Gold suchenden Gierhälse nicht. Als Thomas gezögert und sich gefragt hatte, ob der bescheidene Fund es ratsam erscheinen ließ, sich an diesem Ort niederzulassen, hatte schließlich ein ganz anderer Gesichtspunkt den Ausschlag gegeben: Das Bachtal verbreiterte sich zur Mündung in den großen See hin auf fast eine Meile und bot fettes Schwemmland an, das leicht urbar zu machen war, sicherlich reiche Ernten an Gerste und Hafer erbringen, auf alle Fälle aber eine vorzügliche Grasflur entwickeln würde mit der gewissen Aussicht auf reiche Heuernten. Wenn also das Getreide von einem vorzeitigen Frost oder Schnee vor der vollen Reife verdorben wurde, so konnte man immer noch Vieh verkaufen und von dem Erlös seinen Unterhalt bestreiten. Und obendrein sorgten die Spuren von Gold im Bachbett dafür, dass immer ein Notgroschen bereitlag.

Die Sehnsucht nach bescheidener Sicherheit und Dauerhaftigkeit der Existenz, hier in der schönen Wildnis am Babine, sollte sie sich offenbar für Thomas O'Shea erfüllen? Umsichtig bedachte er alles Für und Wider und sagte schließlich »Ja!«. Wichtig war auch, dass unweit des Grundstücks ein alter Indianerpfad vorbeiführte, der über eine Wasserscheide hinweg zum Decker-See hinüberlief. Dieser uralte Pfad war in neuester Zeit zu einem Weg geworden, über den die Ortschaften Burns Lake oder Decker ohne große Mühe zu erreichen waren – und dort stieß man bereits auf die Eisenbahn, die einzige zuverlässige Verbindung zur Küste des Stillen Ozeans einerseits, in die Prärien und den kanadischen Osten andererseits.

Thomas O'Shea hatte schon mehr als einmal seinem Schutzpatron und Fürsprecher, dem heiligen Thomas, dafür gedankt, dass ihn Gott schließlich nach langer Wanderung genau den Platz hatte finden lassen, den er sich in seinen Wunschträumen vorgestellt hatte – und er bemühte sich nach Leibeskräften, sich dieser Gunst der Vorsehung würdig zu erweisen. Sich einhundertundsechzig Acres als Homestead, als Heimstatt, zuschreiben und zugleich seinen Claim an dem Bachbett eintragen zu lassen (was alles in Prince George zu geschehen hatte) war zwar mit der üblichen Lauferei und Warterei verbunden gewesen, hatte sich aber schließlich ganz seinen Vorstellungen entsprechend unter Dach und Fach bringen lassen.

Und dann hatte dieser keineswegs »ungläubige Thomas« begonnen zu arbeiten, wie er noch nie in seinem bisherigen Leben gearbeitet hatte, obgleich er's auch bis dahin an Fleiß und Eifer nicht hatte fehlen lassen. Zwei Indianer aus der Gegend, nicht immer die gleichen, gingen ihm dabei zur Hand. Was er an Bargeld brauchte, lieferten ihm seine Ersparnisse und die goldenen Körnchen, die in seiner Waschpfanne zurückblieben, wenn

er sie lange genug gefüllt und kreiselnd geschüttelt hatte. Noch ehe er sein dreißigstes Jahr vollendet hatte, durfte Thomas O'Shea aufatmen: Nach menschlichem Ermessen war er über den Berg!

Nun also hatte er sich aufgemacht nach Prince George – zum ersten Mal in der ziemlich unbestimmten Absicht, sich nach all der endlosen, unbarmherzigen Plackerei der vergangenen Jahre einige Tage des Wohlseins zu gönnen. Worin dieses »Wohlsein« außer in gutem Essen, Trinken, Schlafen und Faulenzen obendrein bestehen mochte, war ihm nicht ganz klar. Er fühlte nur, dass es noch etwas geben musste, was ihm bisher verborgen geblieben war, was aber irgendwie mit dem weiblichen Geschlecht zusammenhängen musste –.

*

Thomas O'Shea hatte in den harten Jahren seiner Jugend keine Zeit gehabt – und keine Gelegenheit –, sich Erfahrungen auf dem weiten Feld des Liebens und Geliebtwerdens zu erwerben. In den großen Wäldern hatte er sich nur unter Männern bewegt, denen es nicht anders erging als ihm. Etwas Geschlechtsloseres als ein Waldarbeiterlager in den nördlichen Wäldern des kanadischen Westens lässt sich nicht vorstellen. Wenn die Männer nach zehn Stunden in Eis und tiefem Schnee zwischen meterhohen Bäumen, die, wenn sie gefällt werden, unvermutet zuschlagen und töten können, über verwinkelte, vereiste Fußpfade wieder ins Lager zurückgekehrt sind, das sie bei Dunkelheit verlassen haben und bei Dunkelheit erst wieder erreichen, dann lebt in ihnen nur noch der eine Wunsch: waschen (nicht viel), essen (sehr viel) und schlafen (hoffentlich warm).

Dieser Sohn armer Eltern, Thomas O'Shea, für die Wildnis wie geschaffen und in ihr groß geworden, war nicht gescheitert. Für ihn, die zweite Generation, bedeutete die Einöde nicht mehr die feindliche Fremde, sondern die vertraute Welt, die Heimat, außer der er nichts kannte. Die Furcht vor den wilden Tieren war gewichen; man wurde mit ihnen fertig und nutzte sie. Die Fülle der Fische in den Gewässern sicherte reichlich Nahrung ebenso wie das Wildbret. Die vielen Arten von Beeren im Wald boten überreiche Ernten. Und die Abertausend Bäume verschiedenster Art! Aus ihnen ließen sich nicht nur warme, dauerhafte Häuser bauen, die man mit Schindeln aus Zedernholz decken konnte, sondern auch Möbel, Schuppen, Zäune, Ställe; und außerdem lieferten sie das Feuerholz, mit dem man sich die unerbittliche Kälte des Winters vom Leibe hielt. Keine Musik konnte herrlicher und tröstlicher klingen als das Prasseln der klobigen, kienigen Scheite im Kamin, als der Gesang des sausenden, wärmenden Feuers.

Thomas hatte sich sein Haus aus gesunden starken Stämmen der Weißfichte gebaut, die an den Hausecken haargenau ineinander verfugt waren, hatte es auf ein Fundament von schweren Felsbrocken gestellt, und zwar solchen, die keine Nässe anzogen. Hundert Jahre würde es halten und mehr, wenn man dafür sorgte, dass das weit überhängende Dach aus Holzschindeln stets wasserdicht blieb.

Ein paar ergiebige Äcker waren gerodet. Die Stümpfe der Urwaldbäume steckten zwar noch in der Erde, aber was tat es? Dazwischen wuchsen die Gerste und der Hafer so gut wie schulterhoch; die Kartoffeln, groß und fest wie Fäuste, brauchten beinahe nur